

Fake News über Afrika gibt es seit der Kolonisierung

Der Medienkritiker und Journalist **simon INOU** im **Stimme**-Gespräch

simon INOU | Foto: Initiative Minderheiten

Simon INOU ist einer der entschiedensten Kämpfer gegen Diskriminierung und für ethnische Vielfalt in den österreichischen Redaktionen. Im Gespräch mit **Gamze Ongan** analysiert er die Ambivalenzen von Social Media zwischen emanzipatorischer Gegenöffentlichkeit und der rasanten Verbreitung von Falschmeldungen. Im Zentrum stehen das Fehlen antirassistischer Standards im Journalismus, die Notwendigkeit gerechter Medienförderung sowie das Festhalten an realer Zivilgesellschaft gegenüber KI-Welten.

Wenn wir heute über Social Media sprechen, reden wir vor allem über Hate Speech und Desinformation. Als die sozialen Medien aufkamen, gab es aber auch die große Hoffnung, dass sie die Öffentlichkeit demokratischer machen – dass gerade Minderheiten endlich selbst zu Wort kommen und mehr Sichtbarkeit bekommen. Hat sich diese Hoffnung erledigt?

Ich war hinsichtlich der Entwicklung von Social Media nie sehr euphorisch. In der Kommunikationsforschung hat man gewusst: Die Macht werden die Global Player übernehmen. Seit der Entstehung des Nachrichtengeschäfts wissen wir, dass die ganz Großen immer dominanter werden. Für mich war es also keine Überraschung, dass diese großen Techkonzerne entstanden sind.

Es geht dabei immer darum, einen Markt aufzukaufen, um die eigene Meinung zu verbreiten. Auch wenn wir am Anfang glaubten, Social Media sei gratis: Es ist nicht gratis. Wir bezahlen mit unseren eigenen Daten und Inhalten.

Zudem war ich durch meine intensive Auseinandersetzung mit der Afrika-Berichterstattung schon an das Phänomen der Fake News gewöhnt. Social Media war für mich nie die Lösung.

Was hat sich durch Social Media trotzdem verändert? Was machen die Geschwindigkeit und die Reichweite der Informationen mit uns?

Die erste Veränderung betrifft den Konsum. Die Art und Weise, wie wir Informationen aufnehmen, hat sich durch Smartphones komplett gewandelt. Da heute fast alle ein Smartphone besitzen, haben Informationen eine viel größere Verbreitungsmöglichkeit.

Zweitens hat die Digitalisierung zu einer extremen Individualisierung der Inhalte geführt. Viele glauben heute: „Ich bin jetzt die Informationsquelle. Ich besitze das Know-how, mache mein Selfie und gebe mein Statement ab." Das hat die professionelle journalistische Arbeit weit nach hinten gereiht.

Der dritte Punkt ist die enorme Geschwindigkeit. Immer mehr Inhalte verbreiten sich immer schneller, sodass gar keine Zeit mehr bleibt, um Gegeninformationen zu platzieren. Wenn ich zum Beispiel auf Facebook oder Instagram sehe, dass etwas falsch ist, und in die Kommentarleiste schreibe: „Das ist falsch, hier sind die recherchierten Fakten", ist das oft verlorene Zeit. Bis zum nächsten Tag haben noch mehr Leute den Falschbeitrag gesehen. Dies zu bekämpfen, ist eine sehr große Herausforderung.

Du hast über ein TikTok-Video zu einem französischen Comic geschrieben, in dem sich eine junge Frau über den Rassismus und Sexismus im Buch geärgert hat. Das Video löste so eine große Debatte aus, dass die Publikation in Frankreich und Belgien aus dem Verkehr gezogen wurde. Ist das eine Ausnahme oder ein gutes Beispiel dafür, wie Social Media eine erfolgreiche Gegenöffentlichkeit herstellen kann?

Das kommt schon öfter vor, dass problematische Inhalte über Social-Media-Kanäle aufgezeigt werden – dass aber so reagiert wird wie bei diesem Comic-Verlag, leider nicht. Ich analysiere und kritisiere ähnliche Fälle sehr häufig, aber die Reaktionen sind selten so konsequent. Viele Verlage leisten Widerstand und weigern sich, etwas zu ändern. Wir brauchen da wirklich viel Engagement und Geduld. Wir müssen lernen, uns richtig zu ärgern, wenn wir genau wissen, dass etwas Publiziertes schlicht nicht korrekt ist.

Für mich geht es immer um Wahrheitsfindung. Ich frage mich: Hatten die Medien, die so etwas verbreiten, genug Zeit für die Recherche? Wenn nicht, machen wir die Recherche eben selbst. Ich setze mich hin und sage: „Liebe Leute, hier sind die Fakten. Wie geht ihr nun damit um?" Oft kommt zuerst gar keine Antwort. Erst wenn man online die eigene Community mobilisiert – „Könnt ihr das bitte teilen und darüber reden?" –, kommt zwei, drei Wochen später eine Reaktion. Die Entscheidung lautet dann vielleicht: „Gut, wir nehmen es aus dem Netz." Aber gleichzeitig haben sie bis dahin schon so viele Klicks generiert, dass sie genug Geld damit verdient haben.

Aufgrund deiner Kritik über die Berichterstattung im Zusammenhang mit dem rassistischen Angriff auf den Menschenrechtsaktivisten Di-Tutu Bukasa im Jahr 2005 hat dir der damalige Chefredakteur von **Kurier**, Peter Rabl, „deklarierten Aktivismus" vorgeworfen. Wo ziehst du heute die Grenze zwischen journalistischer Haltung und Aktivismus? Kann Journalismus angesichts

von Rassismus überhaupt neutral sein?

Nein, Journalismus kann nie neutral sein. Ich wurde in Kamerun bei *Le Messager,* der ersten Wochenzeitung des Landes, ausgebildet. Wir haben in einer Diktatur gelebt. Unsere Aufgabe war nicht die Frage nach Objektivität, sondern aufzudecken, welche Informationen bewusst nicht publiziert wurden, um die Bevölkerung dumm zu halten.

Als ich nach Österreich kam, hat mir die Wahrnehmung von afrikanischen Menschen in den Medien – und später von Migranten und Migrantinnen – ganz klar gezeigt: Man kann in Zeiten von Ausgrenzung, Rassismus, Sexismus und Ableismus nicht neutral sein. Das entspricht nicht meinem Verständnis von Journalismus. Journalismus muss die blinden Flecken jener Medien identifizieren, die den Anspruch erheben, objektiv zu berichten.

Wir haben es mit einer Generation von Journalistinnen und Journalisten zu tun, die nicht antirassistisch oder antisexistisch ausgebildet wurden. Bis heute gibt es an österreichischen Journalismus-Schulen kein Curriculum zum Thema Antisemitismus oder Rassismus. Selbst bei angebotenen Workshops ist das Interesse gering, weil viele Medienschaffende davon ausgehen, sie seien ohnehin frei von Vorurteilen. Dabei vermitteln schon Schulbücher Klischees, die sich bis an die Unis fortsetzen. Nach all den Jahren ist es an der Zeit, dass österreichische Journalismus-Schulen einsehen, dass sie hier einen blinden Fleck haben, den sie aufarbeiten müssen.

Die Vorwürfe, wir seien nicht neutral, weil aktivistisch, kommen fast immer aus den Mehrheitsmedien. Sie haben keine Ahnung von unseren Perspektiven. Als 1999 Marcus Omofuma von österreichischen Polizisten getötet wurde, war das zwar in allen Medien, aber kein Ausbildungsinstitut nahm das zum Anlass, einen Workshop über rassismuskritische Berichterstattung anzubieten.

Hier liegt auch die langfristige Arbeit. Die Mehrheitsgesellschaft muss lernen, dass Relevanz nicht nur aus ihren eigenen Reihen kommt, sondern auch aus den Minderheitenpositionen. Und diese Minderheitenpositionen haben sich selten getäuscht. Ich bin seit Jahren in diesem Bereich tätig und habe kaum erlebt, dass wir mit unseren Analysen falsch lagen. Die Gesellschaft braucht aber viel länger, um diese Dinge zu verstehen.

Die Bildagentur Lichtfarben wollte der stereotypen Bebilderung von Minderheiten und Migration etwas entgegensetzen. Heute kann KI Bilder in Sekundenschnelle erzeugen. Können alternative Bildarchive gegen KI-generierte Bilder überhaupt noch bestehen?

Absolut, denn die Notwendigkeit für echte Bilder existiert nach wie vor. Wir haben *Lichtfarben* 2012 gegründet, weil österreichische Medien für Berichterstattung über Migration fast nur unpassende Standard-Stockfotos nutzten. Unser internationales Team hat daraufhin ein Archiv mit echten Bildern aus dem Alltag und von Veranstaltungen aufgebaut. Das Angebot wurde von Medien gut angenommen, zwei unserer Mitarbeiterinnen – eine Fotografin und eine Journalistin – wurden sogar von der Bertelsmann Stiftung nach Deutschland eingeladen, um das Projekt vorzustellen. Nach zwei Jahren mussten wir mangels öffentlicher Förderung und privater Finanzierung leider aufhören.

Interessant ist, dass KI auch dazu beitragen kann, bestehende Bildstereotype aufzubrechen. Gerade entstehen auf afrikanischen Plattformen zum Beispiel mithilfe von KI immer mehr Webserien, die Afrika nicht über Armut und Krisen erzählen, sondern über eigene Visionen und Geschichten. KI wird dort zu einem Werkzeug, um Afrika so zu zeigen, wie es sich Menschen selbst vorstellen. Aber zweifellos birgt KI auch Gefahren: Wenn Kinder nur noch synthetische Motive sehen und reflektieren, geht der Bezug zur realen Lebenswirklichkeit verloren.

Ein alternatives Bildarchiv würde heute jedenfalls nicht gegen KI kämpfen, sondern sie als Werkzeug nutzen – etwa bei der Verschlagwortung oder zum Schutz vor Bildmanipulation. Aber der Kern bleibt analog.

Was ist aus dem Bildmaterial von Lichtfarben geworden?

Die Agentur wurde damals von Rechtsextremisten gehackt, wodurch Zugänge verloren gingen. Dank Backups existieren die Bilder aber noch. Wir mussten das Projekt einstellen. Mit den nötigen Mitteln könnte man dieses wertvolle Archiv – oder auch den damaligen *Lichtfarben-Award* für gelungene Bebilderung – heute wieder aufbauen oder als Ausstellung neu beleben.

Glaubst du, dass Medien heute überhaupt noch an echten Bildern interessiert sind, wenn sie per KI in Sekunden ein beliebiges Motiv erzeugen können?

Technisch mag das leicht sein, aber KI raubt der Fotografie die menschliche Dimension. Man lässt eine Maschine ein fiktives Bild erzeugen, schreibt „Mit KI generiert" darunter und aus. Wollen wir so leben? Nein, ich will nicht so leben. Wir müssen aufpassen, wie wir mit dieser Technologie umgehen. Die Magie der Zivilgesellschaft liegt im täglichen Miteinander. Vor Kurzem hat Éric Zemmour, ein französischer rechtsextremer Politiker und Vorsitzender der Kleinpartei Reconquête, gesagt, dass er, sollte er einmal im Altersheim leben, lieber von Robotern aus China als von Migranten aus Afrika oder der Türkei betreut werden wolle. Das ist schon krank. Das geht nicht mehr. Ein senegalesisches Sprichwort besagt: „L'homme est le remède de l'homme" – der Mensch ist die Medizin des Menschen. Nur wo Menschen zusammenkommen, entsteht Leben.

Das Archivieren echter Fotos – etwa von älteren Generationen – stiftet Identität und Kraft. Dokumentarfotografie hält Zeitgeschichte fest. Ein analoges Foto steht für eine reale Begegnung. Genau das kann ein generiertes Bild nicht ersetzen. Wenn wir der Entfremdung

etwas entgegensetzen wollen, müssen wir reale Geschichten dokumentieren, statt jedem Technologietrend hinterherzulaufen.

Wenn du all deine Erfahrungen zusammennimmst: Was hilft tatsächlich gegen Desinformation, Hate Speech und manipulierte Bilder im Netz – und was bringt in der Praxis wenig? Wo stößt Medienkompetenz an ihre Grenzen?

Eine der größten Gefahren für unsere Demokratie in Österreich und Europa ist der immense Vertrauensverlust in Institutionen. Unsere Gesellschaft ist extrem polarisiert. Das Muster lautet oft: „Ich habe recht, und wenn du nicht meiner Meinung bist, verpiss dich." Jede Gruppe bleibt in ihrer eigenen Blase und glaubt, die Wahrheit gepachtet zu haben. Auch wir in den afrikanischen Communitys neigen manchmal dazu. Aber ab dem Zeitpunkt, an dem jeder nur noch in seiner Blase bleibt, haben wir eine klare Abschottung und Polarisierung von Informationen, die niemandem nützt.

Zweitens führt diese Polarisierung zu extremistischen Ansichten: „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich." Das ist genau das Muster, das Donald Trump und seine Leute bedienen. Aber die Wahrheit ist komplizierter: Die Welt ist nicht nur schwarz-weiß, es gibt unzählige Schattierungen.

Wenn wir über Medienkompetenz sprechen, müssen wir uns fragen: Welche Themen fallen darunter und für wen ist sie überhaupt gedacht? Derzeit richten wir den Fokus extrem stark auf junge Menschen. Aber ist das wirklich das Hauptproblem? Was machen wir mit Medienschaffenden in mächtigen Redaktionen ohne Medienkompetenz, wenn es darum geht, über uns zu berichten, ohne zu polarisieren?

Medienkompetenz sollte für alle Menschen in Österreich gelten – insbesondere aber für Journalistinnen, Journalisten und Chefredaktionen. Dazu gehört auch der kompetente Umgang mit unseren Themen, die nach wie vor unterbelichtet, mangelhaft und problemorientiert dargestellt werden.

Konkret bedeutet das: Expertinnen und Experten aus verschiedenen Communitys müssen mit Medienschaffenden zusammenarbeiten, damit die Berichterstattung fundierter und glaubwürdiger wird. In der Kriminalberichterstattung haben wir hier noch immer ein massives Problem. Sobald Betroffene nicht weiß sind, stoßen österreichische Medien schnell an ihre Grenzen. Deshalb: Medienkompetenz für alle!

Auch im Umgang mit Rechtsextremismus müssen wir an die Wurzeln gehen. Deradikalisierung und der Schutz vor Hate Speech dürfen sich nicht nur auf das Internet beschränken. Wir leben in einer Gesellschaft, die von rechtsextremen Diskursen umgeben ist – Diskurse, die sogar im Parlament frei geäußert werden. Vielleicht sollten wir mit der Gegenwehr genau dort anfangen. Das klingt vielleicht utopisch, aber fangen wir ruhig mit Utopien an.

Das heißt, das eigentliche Problem liegt woanders und Social Media ist nur ein Symptom …

Das Problem liegt viel weiter vorne. Hate Speech hat keineswegs in den sozialen Medien begonnen – es findet sich genauso im Parlament.

Fake News über Afrika haben vor 500 Jahren mit der Kolonisierung begonnen. Damals fing man an, die Geschichte umzuschreiben. Wenn ich heute Workshops in Schulen oder Universitäten mache, erlebe ich das hautnah. Ich schreibe das Wort „Afrika" auf ein Whiteboard und frage: „Was verbindet ihr damit?" Von 30 genannten Begriffen sind vielleicht zwei oder drei positiv. Deshalb sage ich: Wenn wir über Hate Speech und Fake News sprechen, müssen wir ganz früh ansetzen. Das Internet ist nicht der Ursprung.

Wir wachsen selbst mit Falschinformationen auf. Deshalb ist es so entscheidend, dass wir uns selbst dekolonisieren. Sonst verbreiten wir fremde Narrative weiter, und unsere Kinder und Enkelkinder übernehmen sie ungeprüft. Es braucht Menschen, die sagen: „Stopp, liebe Leute, so war das nicht. Machen wir eine Pause."

Wir müssen nicht blind jeder Entwicklung hinterherlaufen. Manchmal muss man innehalten und sagen: „Ich mache jetzt eine Pause. Ihr könnt weiterlaufen, ich komme später nach." Diese Denkpause ist enorm wichtig, um sich klar zu werden: Gehe ich diesen Weg wirklich mit oder wähle ich einen anderen? Das ist oft nicht leicht, weil vielleicht alle Freunde nach rechts laufen und man selbst weiß, dass der Weg nach links der richtige ist. Dann muss man den Mut haben, stehen zu bleiben und notfalls allein zu gehen. Man darf sich nicht scheuen, auch mal gegen den Strom zu schwimmen, wenn man weiß, dass man auf dem richtigen Weg ist. Es ist nicht leicht. Aber: C'est la vie.

---

simon INOU ist ein österreichisch-kamerunischer Journalist, Medienkritiker und Aktivist für Diversität und Antirassismus. Nach seinem Soziologiestudium in Kamerun arbeitete er dort als Journalist, ehe er aus politischen Gründen nach Österreich kam und in Wien Publizistik studierte. In den folgenden Jahren war er unter anderem für *Radio Afrika International* und die *Wiener Zeitung* tätig.
Als Gründer der Initiative *M-MEDIA* setzt er sich seit Jahrzehnten für eine vielfältigere Medienlandschaft ein. Er rief Projekte wie das Magazin *fresh* sowie die Bildagentur *Lichtfarben* ins Leben, um stereotyper Berichterstattung entgegenzuwirken. Heute engagiert er sich in der Bildungs- und Antirassismusarbeit. Für sein medienkritisches Schaffen wurde er unter anderem mit dem *EU-Journalistenpreis* (2007) und dem *Ari-Rath-Preis für kritischen Journalismus* (2022) ausgezeichnet.



Entgeltliche Einschaltung